

Unverkäufliche Leseprobe



Navid Kermani
Entlang den Gräben

Eine Reise durch das östliche Europa bis nach Isfahan

2020. 447 S., mit 1 Karte
ISBN 978-3-406-74767-0

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/29929924>

© Verlag C.H.Beck oHG, München

Ein immer noch fremd anmutendes, von Kriegen und Katastrophen zerklüftetes Gebiet beginnt östlich von Deutschland und erstreckt sich über Russland bis zum Orient. Navid Kermani ist entlang den Gräben gereist, die sich gegenwärtig in Europa neu auftun: von seiner Heimatstadt Köln nach Osten bis ins Baltikum und von dort südlich über den Kaukasus bis nach Isfahan, die Heimat seiner Eltern. Mit untrüglichem Gespür für sprechende Details erzählt er in seinem Reisetagebuch von vergessenen Regionen, in denen auch heute Geschichte gemacht wird.

Navid Kermani lebt als freier Schriftsteller in Köln. Für seine Romane, Essays und Reportagen erhielt er zahlreiche Auszeichnungen, u. a. den Kleist-Preis, den Joseph-Breitbach-Preis sowie den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Im Verlag C. H. Beck erschienen u. a. «Morgen ist da» (2019), «Zwischen Koran und Kafka» (6. Aufl. 2016), «Einbruch der Wirklichkeit» (4. Aufl. 2016) sowie «Ungläubiges Staunen. Über das Christentum» (14. Aufl. 2017).

«Eine der aufregendsten intellektuellen Stimmen Deutschlands»
The New York Review of Books

«Das Beispiel von Navid Kermani zeigt, wie voraussetzungsreich eine Autorschaft gemacht sein muß, wie vielfach gebrochen, marginalisiert, davon betrübt und zugleich euphorisiert, wie sehr, bei aller Kritik, weltbegeistert sie sein muß, daß sie sich die Rolle des politischen Schriftstellers, die auch besonders schön leuchtet, zutrauen darf.»

Rainald Goetz, Dankesrede zur Verleihung des Büchner-Preises 2015

Navid Kermani

Entlang den Gräben

**Eine Reise durch das östliche Europa
bis nach Isfahan**

C.H.Beck

Dieses Buch erschien zuerst 2018 in gebundener Form im Verlag C. H. Beck.
2.–4. Auflage. 2018

Mit 1 Karte
© Peter Palm, Berlin

1. Auflage in C.H.Beck Paperback. 2020
© Verlag C.H.Beck oHG, München 2018
Satz: Janß GmbH, Pfungstadt
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Umschlaggestaltung: Verlag C.H.Beck
nach einem Entwurf von Rothfos & Gabler, Hamburg
Karte auf dem Umschlag: Peter Palm, Berlin
Printed in Germany
ISBN 978 3 406 74767 0

www.chbeck.de
www.navidkermani.de

INHALT

Köln 9

Erster Tag: Schwerin 13

Zweiter Tag: Von Berlin nach Breslau 19

Dritter Tag: Auschwitz 23

Vierter Tag: Krakau 28

Fünfter Tag: Von Krakau nach Warschau 34

Sechster Tag: Warschau 37

Siebter Tag: Warschau 45

Achter Tag: Von Warschau nach Masuren 49

Neunter Tag: Kaunas 51

Zehnter Tag: Vilnius und sein Umland 54

Elfter Tag: Über Paneriai nach Minsk 60

Zwölfter Tag: Minsk und Chatyn 69

Dreizehnter Tag: In die Sperrzone von Tschernobyl 76

Vierzehnter Tag: Kurapaty und Minsk 83

Fünfzehnter Tag: In die Sperrzone hinter
Krasnapolle 98

Sechzehnter Tag: Von Minsk nach Kiew 104

Siebzehnter Tag: Kiew 112

Achtzehnter Tag: Von Kiew nach Dnipro 117

Neunzehnter Tag: An die Front im Donbass 124

Zwanzigster Tag: Über Mariupol ans Schwarze Meer 129

- Einundzwanzigster Tag:* Am Schwarzen Meer entlang
nach Odessa 134
- Zweiundzwanzigster Tag:* Odessa 137
- Dreiundzwanzigster Tag:* Abflug aus Odessa 145
- Vierundzwanzigster Tag:* Über Moskau nach Simferopol 146
- Fünfundzwanzigster Tag:* Über Bachtschyssarai nach
Sewastopol 148
- Sechszwanzigster Tag:* Entlang der Krimküste 158
- Siebenundzwanzigster Tag:* Von der Krim aufs russische Festland 168
- Achtundzwanzigster Tag:* Nach Krasnodar 177
- Neunundzwanzigster Tag:* Von Krasnodar nach Grosny 181
- Dreißigster Tag:* Grosny 192
- Einunddreißigster Tag:* In den tschetschenischen Bergen 201
- Zweiunddreißigster Tag:* Von Grosny nach Tiflis 209
- Dreiunddreißigster Tag:* Tiflis 217
- Vierunddreißigster Tag:* Tiflis 224
- Fünfunddreißigster Tag:* Nach Gori und an die georgisch-ossetische
Waffenstillstandslinie 231
- Sechszwanzigster Tag:* Von Tiflis nach Kachetien 239
- Siebenunddreißigster Tag:* Von Kachetien nach Aserbaidshan 245
- Achtunddreißigster Tag:* Entlang der aserisch-armenischen
Waffenstillstandslinie 251
- Neununddreißigster Tag:* Mit dem Nachtzug nach Baku 260
- Vierziger Tag:* Baku 269
- Einundvierzigster Tag:* Baku und Qubustan 281
- Zweiundvierzigster Tag:* Abflug aus Baku 287
- Dreiundvierzigster Tag:* Eriwan 289
- Vierundvierzigster Tag:* Eriwan 304

Fünfundvierzigster Tag: Zum Sewansee und weiter nach
Bergkarabach 321

Sechsendvierzigster Tag: Durch Bergkarabach 332

Siebenundvierzigster Tag: An die armenisch-aserische
Waffenstillstandslinie und weiter
nach Iran 340

Achtundvierzigster Tag: Über Dscholfa nach Täbris 347

Neunundvierzigster Tag: Über Ahmadabad zur Festung
Alamut 357

Fünfzigster Tag: Ans Kaspische Meer und weiter
nach Teheran 368

Einundfünfzigster Tag: Teheran 374

Zweiundfünfzigster Tag: Teheran 378

Dreiundfünfzigster Tag: Teheran 384

Vierundfünfzigster Tag: Abflug aus Teheran 391

Mit der Familie in Isfahan 393

Aufbruch 435

Karte 444

Ich laufe jeden Tag durch mein Viertel hinterm Bahnhof. Ich höre hier etwas Arabisches, dort Polnisch, links etwas, was nach Balkan klingt, Türkisch sowieso, vereinzelt Persisch, das mich aufhorchen läßt, Französisch von Afrikanern, asiatische Sprachen, auch Deutsch, gesprochen in den unterschiedlichsten Färbungen und Qualitäten, von Blonden ebenso wie von Orientalen, Schwarzen oder Gelben. Das ist nicht immer nur angenehm, die Penner, die vielen schwarzen Kunstlederjacken (vielleicht auch aus echtem Leder, was weiß ich denn), o Gott, die goldenen Vorderzähne der schwarzhaarigen Frauen, die lange bunte Röcke und ein Baby im Tuch tragen, die zweiten und dritten Kinder an der Hand und vorneweg, die Jugendlichen, die herumlungern, die Drogenabhängigen und die mit einem Hau, die ihr Wohnheim «Unter Krahenbäumen» haben, wie die Straßen in meinem Viertel wirklich heißen, dazwischen einige Muslime mit verdächtig langen Bärten. Nicht nur hinterm Kölner Bahnhof breitet sich diese Wirklichkeit aus. Wahrscheinlich in allen großen Städten Westeuropas findet man die Mischung aus türkischen Gemüseläden, chinesischen Lebensmitteln, die iranischen Spezialitäten beim Händler, der vor der Revolution Regisseur beim iranischen Staatsfernsehen war, die traditionellen und Selbstbedienungsbäckereien, die Aneinanderreihung von Handyshops und Internetcafés, Iran neunzehn Cent, Türkei neun, Bangladesch vierundzwanzig, die Billighotels, Sexshops, Brautmoden, die Szenekneipen und Tee- oder Kaffeehäuser für Türken, Albaner, Afrikaner, Türken mit und ohne Alkohol, die schicken und die schäbigen Restaurants, Thaimassage-läden, Wettbüros mit und ohne Alkohol, zwischen Im- und Export das eine oder andere Uraltgeschäft für Haushaltswaren oder Stempel, an der Hauptstraße das Flüchtlingshaus mit Roma, die die Glasscheiben abmontiert

haben, um Satellitenschüsseln in die offenen Fenster zu stellen, dazwischen im Winter immer wieder ein Stoßtrupp blau oder rot uniformierter älterer Herren mit Spitzhut und Degen, eine Schar von Indianern oder eine Horde halbnackter Hunnen – Karnevalsgesellschaften. Von was leben die Händler, die in ihren überdimensionierten Läden alle die gleichen zwanzig Batterien für einen Euro fünfzig anbieten? Bestimmt nicht von den Batterien, wenn gleichzeitig die alten, gutbesuchten Fachgeschäfte eines nach dem anderen die steigenden Mieten nicht mehr bezahlen können. Die Völkerverständigung findet am Anfang und Ende des Viertels statt bei Humba und Täterä an vier langen Theken, an denen die erprobtesten Nutten Kölns bei immer offenen Fenstern mit dicken Deutschen genauso wie mit trunkenen Türken singen. Das sind die neuen Zentren, hinterm Kölner Bahnhof weit weniger aggressiv als anderswo, nein, oft sogar idyllisch übers Sagbare und hier Gesagte hinaus. Sie sind nichts weniger als rein. Sie haben mit der Geschichte des Ortes nichts zu tun, doch radieren sie die Geschichte auch nicht aus, schon gar nicht die zweitausendjährige von Köln. Als wollten sie den Namen Colonia auf seine wörtliche Bedeutung zurückführen, sind sie wie Kolonien von Fremden, aber von vielen unterschiedlichen Fremden, die sich auch gegenseitig fremd sind, wie sie in den Internetcafés zwischen zwei Sichtblenden sitzen oder in Gruppen vor den Callshops stehen. Oft denke ich, ob sie wohl ebenfalls nahe Tanger ins Boot gestiegen sind, nachts unterhalb einer Böschung, nur daß ihr Boot weder untergegangen ist noch abgefangen wurde – lauter Erfolgsgeschichten also, auch wenn sie immer noch zu fünft ein Zimmer teilen und Angst haben vor der Polizei? Iran neunzehn Cent, Türkei neun, Bangladesch vierundzwanzig. Das sind keine Randgesellschaften. Sie wabern aus von der Mitte der Stadt. Die Ränder sind es, die noch den Anschein der Gleichartigkeit wecken. Dort ist die Stadt aufgeteilt nach Einkommen. In der Mitte ist alles übereinandergestürzt. Ich gehe durch das Viertel, ich höre hier etwas Arabisches, dort Polnisch, links eine Sprache, die nach dem Balkan klingt, Türkisch sowieso, vereinzelt Persisch, das mich aufhorchen läßt, sonst Französisch von Afrikanern, Asiatisch, Deutsch in den unterschiedlichsten Färbungen und Qualitäten. Ich verstehe die Hälfte nicht, wirklich die Hälfte. Und von der Hälfte, die ich verstehe, versteh ich meist nur die Hälfte, weil es schon wieder hinterm Fenster oder der Ladentür verschwunden ist, schlecht artikuliert oder zu weit entfernt,

ich zu schnell vorbei oder die anderen zu schnell vorbei an mir. Ich führe die Sätze selbst zu Ende oder denke mir ihren Anfang, ich stelle mir Geschichten vor, die nicht in Deutz oder im Zweiten Weltkrieg spielen, sondern in chinesischen Provinzstädten, an nigerianischen Universitäten, in Booten, Containern und Abflughallen, in denen das Herz rast.

Aus Dein Name

Erster Tag

«Gibt es denn überhaupt keine Probleme?» frage ich ungläubig die Frau, die in der Plattenbausiedlung die Sonntagsschule für syrische Kinder leitet.

«Nein», antwortet die Frau, «nicht wirklich.» Ab und zu mal ein unschönes Wort wegen ihres Kopftuchs, aber was sei das schon gegen das, was ihre Familie in Syrien durchgemacht habe, im Krieg. Das Kind, das sie im Bauch trage, werde in Frieden geboren.

Vierzig Jahre alt ist Ghadia Ranah und war bereits in Syrien Lehrerin von Beruf. Jetzt ist sie für einhundertsechunddreißig syrische Kinder verantwortlich, die jedes Wochenende auf dem Dreesch, der größten Plattenbausiedlung Schwerins, Arabisch üben, um mit der Heimat verbunden zu bleiben. Die Kinder, die ich in der Pause auf dem Spielplatz des Sozialzentrums befrage, denken allerdings nicht daran zurückzukehren. Ich kann es kaum fassen, wie gut sie bereits Deutsch beherrschen, acht, neun Monate hier und verwenden bereits den Konjunktiv, um zu erklären, wie ihr Alltag aussähe, wenn sie noch immer in Syrien lebten, keine Schule, keine Spiele draußen, Angst vor Bomben, Panzern, Kämpfern. Hier in Deutschland seien alle nett zu ihnen.

Kaum hat meine Reise im September 2016 begonnen, bemerke ich bereits meine Scheuklappen: Meine Idee war, mit den Flüchtlingen selbst zu sprechen, bevor ich nachmittags höre, wie bei der AfD über sie gesprochen wird. Natürlich nahm ich an, wer weiß wie schreckliche Zustände kennenzulernen, als Westdeutscher stellt man sich die ehemalige DDR schließlich als Strafe für jeden Flüchtling vor: ausländerfeindliche Nachbarn, überforderte Behörden, Isolation, womöglich Übergriffe. Tatsächlich treffe ich auf gut aufgelegte Helfer, strebsame Flüchtlinge, spielende Kinder, als würde mir die Willkommensgesellschaft ausgerechnet in der Plattenbausiedlung einen Werbefilm vorführen.

Es habe sich unter den Syrern herumgesprochen, erklärt mir einer der freiwilligen Arabischlehrer, daß die Verhältnisse in Schwerin besonders günstig für Flüchtlinge seien. Wie bitte? Ja, nach zwei, drei Monaten erhalte man hier seine Papiere und könne arbeiten, vielleicht noch nicht im gelernten Beruf, noch nicht als Apotheker oder Ingenieur, aber etwa als Übersetzer bei der Arbeiterwohlfahrt oder auf dem Bau. Außerdem würden die Flüchtlinge bei so viel leerstehenden Wohnungen nicht in Heimen untergebracht, seien die Sprachkurse nicht überfüllt und bildeten sich vor den Ämtern keine Schlangen. Demnächst böte der Verein, den die Syrer gegründet haben, interessierten Nachbarn kostenlosen Arabisch-Unterricht an; auch in der Kleingärtnersiedlung hätten sie schon ausgeholfen, um ihre Dankbarkeit zu zeigen.

So einfach sei es mit den Nachbarn dann doch nicht, berichtet Claus Oellerking, der in seinem früheren Leben selbst Schuldirektor war und auf dem Dreesch die Flüchtlingshilfe mitgegründet hat. Die Syrer seien schon sehr speziell, Mittelschicht, hochmotiviert, gute Ausbildung, da gehe die Eingewöhnung schneller als bei den Problemfällen, die es unter den Flüchtlingen natürlich auch gebe, erst recht, wenn der Zustrom völlig unkontrolliert sei, weil keine regulären Fluchtmöglichkeiten existierten. Einerseits hätten die meisten Bewohner der Plattenbausiedlung selbst einmal ihre Heimat aufgegeben, als Vertriebene, als Rußlanddeutsche oder als Arbeiter, die nach Schwerin zogen, als in den siebziger Jahren die Fabriken gebaut wurden. Entsprechend sei die Bereitschaft zu helfen durchaus ausgeprägt, gerade bei den Älteren – anfangs hätte sich die Flüchtlingshilfe kaum retten können vor Geschenken. Andererseits hätten viele Deutsche hier den Eindruck, abgehängt worden zu sein, die plötzliche Arbeitslosigkeit, als die Industriebetriebe nach der Einheit dichtmachten, eine karge Rente oder Hartz IV, die Zahl der Single-Haushalte überproportional hoch, das Alter vierzig aufwärts, zu wenige Kinder, dazu die Versorgungsmentalität noch aus der DDR – und nun zögen Hunderte Syrer in die Siedlung ein, junge Männer und vor allem junge Familien, die ihr Leben entschlossen in die Hand nehmen, nachdem sie es so glücklich gerettet haben, und vielleicht auch etwas temperamentvoller sind, andere Sitten haben, eine andere Sprache sprechen, dazu die Kopftücher. Natürlich erzeuge das Ablehnung, wenn auch eher

im stillen. Gewalt gebe es auf dem Dreesch so gut wie nicht, egal was die Zeitungen über den sogenannten Brennpunkt schrieben, nicht einmal Graffiti oder demolierte Spielplätze. Aber ob jemand zum Arabisch-Unterricht kommt oder auch nur zum Internationalen Grillen – da hat Herr Oellerking doch Zweifel.

Ich frage nach den Kleingärtnern. Ja, das sei lustig gewesen, erinnert sich Herr Oellerking sofort, lustig und ein wenig traurig. Wie so viel anderes Leben hier gingen auch die Kleingärten allmählich ein; die alten Gartenfreunde stürben, neue kämen nicht ausreichend hinzu, so daß die Gebühren stiegen, was wiederum junge Familien abhalte, einen Garten zu übernehmen – ein Teufelskreis. Schlimmer noch, das Gemeinschaftsgefühl lasse nach, der Zusammenhalt. Früher habe ein Aushang genügt, dann hätten zur angegebenen Zeit die Nachbarn mit angepackt. Doch nun habe der Vorstand dazu aufgerufen, den Garten eines kranken Rentners auf Vordermann zu bringen – und außer einem einzigen Kleingärtner, der auch noch AfD-Mitglied war, seien nur die syrischen Flüchtlinge angerückt, die seit der Kölner Silvesternacht jede Gelegenheit ergriffen, um sich auf dem Dreesch nützlich zu machen. Der Mann von der AfD habe unglücklich umhergeschaut, dann habe er hektisch telefoniert, um deutsche Helfer zu finden, aber die deutschen Kleingärtner, die hülften sich nicht mehr. Dem kranken Rentner freilich seien die Syrer schon recht gewesen, Hauptsache, das Laub wurde gekehrt, die Äste geschnitten.

Durch die blumengeschmückte Altstadt, in der jeder Ziegel sorgsam restauriert scheint, fahre ich an den großen Plakaten der AfD vorbei, die vor der «Zerstörung Deutschlands» warnen. Kaum habe ich den holzgetäfelten Festsaal des Restaurants «Lindengarten» betreten, in dem die Partei zu «Kaffee und Kuchen zum Thema Rente» einlädt, höre ich eine Frau klagen, daß deutsche Mädchen «entweicht» würden. Das geht ja schon mal gut los, denke ich und schaue mich um. Etwa fünfzig, vielleicht sechzig Menschen stehen in dem Saal oder sitzen bereits an den Tischen, die an die beiden Längswände gerückt sind, als solle die Mitte freibleiben zum Tanz. Nichts Außergewöhnliches an ihnen, keine Embleme, keine Glatzen, keine Stiefel, auch das Alter buntgemischt. Eine junge Frau, die als einzige deutsche Tracht trägt, sieht eher verloren aus. Als ich mich an einen der Tische setze, wird mir ebenfalls Kaffee und Kuchen gereicht.

Zunächst stellen sich die Direktkandidaten für die anstehende Landtagswahl vor, die der Reihe nach versichern, ganz normale Bürger zu sein. Am häuslichsten gibt sich die blonde Dame, die bis vor kurzem einen Escort-Service für arabische Kunden betrieb, wie wohl jeder im Saal weiß, weil sie deswegen von der Landesliste gestrichen worden ist. Im Wahlkreis hat sie sich dennoch durchgesetzt und lächelt nun auf den Plakaten, die auch auf dem Dreesch hängen, im Trachtenrock oder von einem prächtigen Pferd herab, womöglich einem Araber. Der Redner, Andreas Kalbitz, stellvertretender Fraktionschef in Brandenburg, soll am rechten Rand der AfD stehen, Burschenschafter; auch Verbindungen zu einem rechtsextremen Verein sagt ihm die Lügenpresse nach. Ich selbst habe ihn bereits am Telefon kennengelernt, als wir uns in Schwerin verabredeten, da wirkte er – sorry, meine lieben linken Freunde, das schreiben zu müssen – kein bißchen aggressiv.

Auch in seiner Rede betont Kalbitz ein ums andere Mal, daß man natürlich differenzieren müsse – allerdings folgt dann keine Differenzierung, vielmehr die nächste pauschale Aussage über die Systemparteien, die Medien und die Asylanten. Auch die Beispiele beleuchten strikt nur eine Seite der Wirklichkeit: der Plattenbau in seinem Wahlkreis, der für die Flüchtlinge saniert würde, während die Deutschen weiter in ihren verfallenen Wohnungen hausten, die zweihundert Millionen jährlich, die zur Angleichung der Renten im Osten fehlten, während für den Asylwahnsinn 90 Milliarden Euro bereitgestellt würden, die zwölftausend Euro Rente der Rundfunkintendantin und die Hilflosigkeit der Behörden im Umgang mit schwarzfahrenden Flüchtlingen, die in Berlin jetzt kostenlose Fahrscheine erhielten, während Rentner und Hartz IV-Bezieher ihre Sozialtickets kaufen mußten. Und so weiter: die Parallelgesellschaften, islamischen Friedensrichter und unsere deutschen Frauen, die sich nachts nicht mehr auf die Straße trauten, aber natürlich müsse man differenzieren. Ausgangspunkt für jedes Argument ist die Rente: In Würde altern möchte jeder, gleich, wo er sonst politisch steht. Und die Schlußfolgerung ist jedesmal: Irgendwer bekommt das Geld, das euch im Alter fehlt. Offen gesagt kommt mir das ein bißchen zu simpel vor, so einfach gestrickt sehen die Zuhörer gar nicht aus.

Erst in der Fragestunde geht mir auf, was die neue Partei aus dem Stand auf 20 Prozent bei den Landtagswahlen bringen wird – nicht das, was sie

sagt, sondern das, was hier Menschen endlich sagen dürfen. Jeder im «Lindengarten» hat eine eigene Sorge, der eine seine Rente, der andere die private Krankenversicherung, die er im Alter nicht mehr kündigen darf, ein dritter die Fremden im Straßenbild, außerdem die hohen Gebühren im Kleingärtnerverein, und alle lesen die gleichen Bestseller, die vor dem Islam warnen. Nicht Haß, Furcht ist es, die aus den Sätzen spricht, Furcht, daß sie Verlierer sind im eigenen Land und wie nach der Wende alles über sie hereinbricht. Das hier ist nicht die NPD; ein Skinhead würde mehr auffallen und wahrscheinlich mehr stören als jemand mit schwarzen Haaren wie ich. Das hier sind tatsächlich ganz normale Bürger mit ganz normalen Berufen oder zu geringen Renten, soweit ich nach der Veranstaltung mit ihnen ins Gespräch komme, Handwerksmeister, Computerefachleute, gar ein ehemaliger Wahlbeobachter der OSZE mit internationaler Erfahrung; ein älterer Herr, der es zuletzt bei den Piraten versucht hat, sieht mit seinem langen Bart mehr wie ein Hippie aus. Allenfalls Andreas Kalbitz hat etwas, nein, nicht von einem Nazi, sondern mit der kleinen Nickelbrille, dem blonden Schnurrbart und der schneidigen Diktion mehr etwas Wilhelminisches. Und dieses Deutschland, das alte Deutschland, das nationalbewußt war, aber nicht von Adolf Hitler ins Verderben getrieben, ist es vielleicht am ehesten, was für einen Burschenschafter ein Bezug wäre, als alles noch seine Ordnung hatte.

«Wir wollen, daß alles so bleibt», sagt mir ein junger Mann mit Trekkinghose, der genauso freundlich, neugierig ist wie alle anderen, die nach der Veranstaltung mich ansprechen statt umgekehrt ich sie. «Sie können sich wünschen, was Sie wollen», erwidere ich, «Sie können für Ihre Vorstellungen kämpfen – aber ich kann das genauso, Sie haben kein Vorrecht vor mir.» Da fällt ihm die Kinnlade herunter, dieser Punkt, daß der, dessen Eltern zugezogen sind, das gleiche Recht haben soll wie ein Einheimischer, das leuchtet ihm nicht ein. Dem Herrn, der früher bei der OSZE war, freilich schon, und sofort ergibt sich eine Diskussion unter den Anhängern der AfD selbst. Sogar das Recht auf politisches Asyl wird nun verteidigt und wiederholt daran erinnert, daß Deutschland ein Einwanderungsgesetz benötige, so stehe es schließlich auch im Parteiprogramm. Nur wie im letzten Herbst, so chaotisch, das gehe doch nicht, sind sich alle einig, auch mit Herrn Oellerking von der Flüchtlingshilfe Schwerin. Daß

offenbar niemand je mit einem Flüchtling gesprochen, geschweige denn einmal die Sonntagsschule besucht hat, so nahe sie auch liegt, das versteht sich allerdings von selbst. Aber gut, wer aus meinem eigenen, dem «links-rot-grün versifften 68er-Deutschland», wie es der AfD-Vorsitzende nannte, spricht je mit den Anhängern seiner Partei?

Als sich der Saal leert, setze ich mich zu Kalbitz an den Tisch; er ist erschöpft, die Hitze, die vielen Auftritte im Wahlkampf, jetzt auch noch eine Erkältung im Anflug – er wäre an einem sonnigen Sonntag auch lieber bei seiner Familie, bei seinen drei Kindern, aber zu sehr treibe ihn die Passivität der Menschen um, die Resignation, die geringe Wahlbeteiligung. Mit der AfD führe man die Leute zurück in die Politik, gebe ihnen eine Stimme, darüber müsse sich doch jeder Demokrat freuen, oder etwa nicht? Komme es ihm denn nicht selbst absurd vor, frage ich, wenn die AfD groß plakatiert, daß Deutschlands Zerstörung droht? In Deutschland wisse man schließlich, was Zerstörung bedeutet, und wenn man es vergessen habe, könne man sich die Bilder aus Syrien oder dem Irak anschauen. Aber hier in der schmucken Altstadt Schwerins, im holzgetäfelten Veranstaltungssaal – Deutschlands Zerstörung? Ehrlich gesagt wüßte ich gerade nicht, welches Land so viel sicherer, wohlhabender und freier sei, Schweden vielleicht oder Norwegen.

Der Slogan sei nicht von ihm, sagt Kalbitz, und drücke außerdem nur eine Sorge aus, kein bereits eingetretenes Faktum. Ach so? frage ich. Ja, natürlich, beteuert Kalbitz, eine Sorge, kein Faktum, und beginnt dann im Gespräch tatsächlich eine Differenzierung nach der anderen, die im Vortrag nur eine Ankündigung blieb. Plötzlich gibt es nicht mehr nur die Silvesternacht, sondern die wirklich Verfolgten, die selbstverständlich ein Recht auf Asyl hätten, nicht nur die Terroranschläge, sondern auch die vielen gut integrierten Muslime. Am Ende ist vom schwarzen Nationalspieler Boateng, den Deutsche nicht gern als Nachbarn hätten, bis zum Schießbefehl an den deutschen Außengrenzen all das abgeräumt, was am meisten provoziert, und bleibt mehr oder weniger nur das Minarettverbot als Alleinstellungsmerkmal, obwohl Kalbitz mir nicht recht begreiflich machen kann, wie sich Menschen mit einem Land identifizieren sollen, wenn sie nicht auch mit ihrem Glauben heimisch werden.

Genau dieser Vorwurf ist der AfD oft gemacht worden: daß ihre Vertreter provozieren, um anschließend zu beteuern, es sei alles nicht so gemeint; die Grenzen zum Skandalösen würden so Stück für Stück nach hinten verschoben. Aber da ich Andreas Kalbitz gegenüber sitze, wüßte ich tatsächlich nicht zu sagen, ob der echt ist, der in seiner Rede Flüchtlingshelfer wie Claus Oellerking als «Kuscheltierwerfer» verhöhnt, oder jener, der kein Problem mit einem türkischstämmigen Vizekanzler hätte, sofern er gut integriert sei – Cem Özdemir lehne er aus rein politischen Gründen ab. Neulich hätten ihm ein paar kroatische Geschäftsleute gesagt, daß sie eigentlich alles gut fänden, was die AfD vertrete, aber die Partei schlecht unterstützen könnten, weil sie doch gegen Ausländer sei. Irgendwie habe er den Eindruck – der wohlgemerkt ganz falsch sei! – dennoch nachvollziehen können, meint Kalbitz und wünscht mir eine gute Weiterreise.

Zweiter Tag

Am Rosa-Luxemburg-Platz leuchten drei Buchstaben auf dem Dach der Volksbühne in riesigen Lettern rot auf: «OST». Das allein ist bereits eine Aussage, nein, soll ein Widerspruch sein im wiedervereinigten Berlin, vielleicht sogar im einigen Europa: «OST». Viele der großen, aufgrund ihrer Länge – fünf, sechs, sieben Stunden – schon physisch kraftraubenden Aufführungen der letzten zwei Jahrzehnte waren Adaptionen russischer Romane, und die Diskussionsreihe hieß «Kapitalismus & Depression», später «Politik & Verbrechen». Gerade hat der Senat beschlossen, aus dem bedeutendsten Sprechtheater Deutschlands eine multimediale Spielstätte des internationalen Festspielbetriebs zu machen, in der vornehmlich Englisch gesprochen wird. Bestimmt wird es auch um Flüchtlinge gehen.

Das Taxi Richtung Hauptbahnhof fährt an einem Kubus aus Plastik vorbei, der alle anderen Gebäude Unter den Linden an Größe übertrifft, den Dom, die Universität, die Oper, das Brandenburger Tor. Immer noch fällt es schwer zu glauben, daß hinter den Planen Ziegel für Ziegel die Fassade des Hohenzollernschlosses nachgebaut wird, als könne man Geschichte revidieren. «Do Bigger Things» fordert die Reklame auf, die die

gesamte Vorderfront bedeckt. Ob die Werbeagentur das Poster mit Bedacht gewählt hat? Geradezu subversiv zeigt es eine Landschaft, die durch den Bildschirm eines Smartphones eingerahmt wird, darauf ein Stift, um die Wirklichkeit zu frisieren. Künftig sollen ausgerechnet in einem Imitat preußischer Herrlichkeit die Weltkulturen präsentiert werden, und niemand weiß, wie's geht. Eine Etage wurde bereits umgewidmet, um viel passender die eigene Lokalgeschichte zu feiern. Jetzt müßte nur noch das goldene Kreuz, das nach der gescheiterten Revolution von 1848 das Gottesgnadentum des Königs demonstrieren sollte, wieder aufs Schloß gestellt werden, also wie eine Fahne aus den kolonialen Sammlungen herausragen, dann wäre die Weltläufigkeit vollends demaskiert.

Vor dem Reichstag, dessen Kuppel nach dem Fall der Mauer ebenfalls nachgebaut wurde, aber nicht rückwärtsgewandt als eine Kopie, steige ich aus dem Taxi. Weil ich ein paar Minuten zu früh bin, rolle ich meinen Koffer nicht rechts zum Hauptbahnhof, sondern links zum Denkmal für die ermordeten Juden Europas. So richtig ich den zentralen Ort, auch die Dimensionen fand, so fatal erschien mir die begehbare Landschaft aus Betonquadern, weil sie eine Einfühlung herzustellen sucht, die es niemals geben kann. Nun nähere ich mich erstmals vom Norden dem Denkmal und bin überrascht, wie sich die Stelen zu einem schwarzgrauen Hügel aus Gräbern erheben, hinter dem der Tiergarten zu einem Friedhofsgarten wird, die umliegenden Bürogebäude sich in Verwaltungstrakte verwandeln, deren Linien und Farben mit den Betonquadern kongruieren, das Brandenburger Tor plötzlich ein Portal ist, durch das man nicht aus freien Stücken gegangen ist. Der Blick, der das Verbrechen in die Abstraktion überführt, da es die Vorstellungskraft übersteigt, versöhnt mich ein paar Minuten lang mit dem Denkmal. Dann jedoch trete ich zwischen die Stelen und bin sofort wieder konsterniert. Je höher sie werden, je ferner die Stadt rückt, je verlorenere ich mich fühlen soll, desto mehr ärgere ich mich über den billigen Effekt. Geradezu unverfroren erscheinen mir die betont unebenen Böden, die wohl das schwankende Lebensgefühl der Opfer simulieren sollen, aber zumal mit Rollkoffer das denkbar banalste Erschwernis sind. Ehrlicher erscheinen mir da schon die Sicherheitszäune, wo steile Treppen zu unterirdischen Türen führen, auf denen «Notausgang» steht.

Sind die Züge nach Osten immer so leer? Peinlich es zu gestehen, aber ich war noch nie in Polen. Tief im Westen Deutschlands geboren und aufgewachsen, schauten wir immer nach Frankreich, Italien, zu den Vereinigten Staaten; selbst den Orient kannten wir besser als den Osten des eigenen Landes. Jetzt fährt der Zug über die Oder, die noch ein richtiger Fluß zu sein scheint, nicht so verbaut und begradigt, die Ufer sich selbst überlassen. Keine dreißig Sekunden in Polen, und schon sieht der Osten urwüchsig aus wie in den Büchern von Andrzej Stasiuk. Aber klar, die Plattenbauten kommen auch sofort, dreißig Sekunden später.

In Posen verpasse ich beinahe den Anschluß nach Breslau, weil ich mich trotz aller Reiseerfahrung am Bahnhof nicht zurechtfinde und niemanden verstehe, dem ich mein Ticket hinhalte. Und dann bleibe ich auch noch an der Bahnhofsbäckerei stehen: Wenn ich etwas für typisch deutsch hielt, war es das Vollkornbrot, und nun geht mir auf, daß die Polen oder jedenfalls die Posener das Brot genauso dunkel backen und Deutschland kulinarisch mehr dem Osten angehört als dem Westen oder gar dem Süden Europas, der erst in den letzten Jahrzehnten in die deutsche Küche Einzug gehalten hat. Nicht die Weißwurst-, sondern die Weißbrotgrenze ist es, die den Kontinent historisch teilt. Vor den Weltkriegen ordnete man Deutschland zusammen mit Polen, Tschechien oder Ungarn wie selbstverständlich Mitteleuropa zu und legten deutsche Intellektuelle Wert darauf zu erklären, was ihr Land vom Westen trennt. Als ich endlich wieder im Zug sitze, wundere ich mich, daß selbst in der ersten Klasse kein Platz frei ist, als ob die Polen sich nur innerhalb des eigenen Landes bewegen.

In Breslau erklärt mir der Leiter des Willy-Brandt-Zentrums, der Historiker Krzysztof Ruchniewicz, Helmut Kohl sei in Polen weitaus beliebter als das Vorbild meiner westdeutschen, friedensbewegten Generation. Richtig, Brandt habe zwar die Oder-Neiße-Grenze anerkannt, aber später die antikommunistische Opposition nicht unterstützt und sich beim Polenbesuch 1985 geweigert, den Friedensnobelpreisträger Lech Wałęsa zu treffen. Würde ich mich auf dem Platz vor der Synagoge umhören, wo wir in einem der Cafés sitzen, wüßte kaum jemand etwas mit dem Namen des Bundeskanzlers anzufangen, und das wären die Gebildeten. Von dem Kniefall hatte 1970 schließlich kaum ein Pole gehört, merkt Ruchniewicz

an; das Photo wurde ein einziges Mal in einer jüdischen Zeitung und danach nur retuschiert oder zur Hälfte veröffentlicht – Brandt ohne Knie.

Überhaupt, so elementare Tatsachen, die man nicht im Kopf hat, wenn man ein paar Kilometer weiter westlich aufgewachsen ist –, daß ausnahmslos jeder Breslauer den ominösen «Migrationshintergrund» hat und es 1945 zu einem vollständigen Bevölkerungsaustausch kam, alle sechshunderttausend Deutsche vertrieben wurden oder genaugenommen mehr, weil Schlesien als Luftschutzkeller Deutschlands galt und viele Flüchtlinge aus den Westgebieten hier lebten. Die Juden wurden gleich zweimal vertrieben, nein, dreimal: das erste Mal von den Deutschen in die Züge gepfercht, die nach Auschwitz, Theresienstadt oder Majdanek fuhren; die wenigen Juden, die in Breslau überlebt hatten, nach dem Krieg als Deutsche; schließlich diejenigen, die mit den anderen Polen in die Stadt umgesiedelt wurden, wiederum als Juden. Man weiß das alles nur vage, weil wir im Schulunterricht, wenn überhaupt, nur verschämt über die Gebiete sprachen, die nicht mehr deutsch sind. Aber auch in Polen selbst, bemerkt Ruchniewicz, erinnere man sich an die eigene Vergangenheit nur schemenhaft und sehe Polen ausschließlich als Opfer. Zumal die neue, konservative Regierung vermeide jedes Wort über die Vertreibung der Juden, geschweige denn der Deutschen.

Ich versuche mir vorzustellen, wie die Polen, die ihrerseits zum größten Teil aus der heutigen Ukraine vertrieben worden waren, in Breslau eintrafen, wie sie die eilig verlassenen Wohnungen der Deutschen betraten, die Kleiderschränke und Schubladen öffneten, wie der Schuster nach einer Schusterwerkstatt Ausschau hielt, der Arzt sich eine passende Praxis suchte, in den Schulen vielleicht noch die Zeichnungen der vorigen Klassen hingen, der Kittel des Hausmeisters, der Hut des Direktors, mit deutschem Etikett – und wenn er dem neuen Direktor paßte? Man denkt, das Leben kann gar nicht weitergehen, wenn eine Stadt alle ihre Bewohner und mit den Bewohnern ihre Geschichte verliert, und dann sieht es ein paar Jahrzehnte später doch so aus, als hätten niemals andere Menschen in Breslau gelebt.

Krzysztof Ruchniewicz erzählt, wie einmal deutsche Vertriebene im Dorf seiner Frau in der Nähe von Habelschwerdt vorfuhren, eine weitverzweigte Familie oder vielleicht auch mehrere Familien im Bus. Die

deutsche Großmutter, die sich hartnäckig nach den Preisen für Immobilien erkundigte, wurde jedes Mal von ihren Töchtern nach hinten gezogen und schließlich in den Bus gedrängt. Der Bus drehte eine Runde, bevor er wieder vor dem Haus von Ruchniewicz's Schwiegereltern anhielt. Jemand reichte ein kleines Präsent aus der Fahrertür, ein Päckchen Kaffee, bevor der Bus davonfuhr. «Das war ein seltsames Gefühl», sagt der Leiter des Willy-Brandt-Zentrums, «ganz komisch: Hätten wir ihnen auch etwas geben müssen, fragten wir uns – aber wofür?»

Als ich abends eine Mail an Andreas Kalbitz schicke, um mich für die freundliche Aufnahme zu bedanken, grüße ich – zugegeben etwas naseweis, aber manchmal sind die Finger schneller als der Verstand – «aus Breslau, wo nicht die Weltoffenheit, sondern der Nationalismus dazu geführt hat, daß kein Deutscher mehr hier lebt».

Dritter Tag

Der Vorgang, der mich ohne Wenn und Aber zum Deutschen macht, dauert keine Sekunde. Aufgrund des Andrangs kann man Auschwitz nur in einer Gruppe besuchen, muß sich vorher anmelden, am besten online, und sich für eine Sprache entscheiden, Englisch, Polnisch, Deutsch et cetera. Die Prozedur ist nicht viel anders als auf einem Flughafen: Die Besucher, die meisten mit Backpacks, kurzen Hosen oder anderen Signalen, auf der Durchreise zu sein, halten den Barcode hin, um einzuchecken, nehmen einen Aufkleber für ihre Sprache in Empfang und passieren eine Viertelstunde vor Beginn ihrer Führung eine Sicherheitsschleuse. In einer engen Halle verteilen sie sich auf zu wenige Sitzbänke, bis ihre Gruppe aufgerufen wird. Nachdem ich das Ticket unter einen weiteren Scanner gehalten habe, stehe ich von einem Schritt auf den anderen im Konzentrationslager, vor mir die Baracken, die Wachtürme, die Zäune, die jeder von Photos, Dokumentationen, Filmen kennt.

Die Gruppen haben sich bereits gesammelt, obwohl die Führer noch nicht da sind. Während die israelischen Jugendlichen – oder bilde ich mir das nur ein? – etwas lauter und selbstbewußter sind, drücken sich die Deutschen – nein, das bilde ich mir nicht nur ein – stumm an die Mauer

des Besucherzentrums. Und dann hefte ich den Aufkleber an die Brust, auf dem schwarz auf weiß ein einziges Wort steht: deutsch. Das ist es, diese Handlung, von da an wie ein Geständnis der Schriftzug auf meiner Brust: deutsch. Ja, ich gehöre dazu, nicht durch die Herkunft, durch blonde Haare, arisches Blut oder so einen Mist, sondern schlicht durch die Sprache, damit die Kultur. Ich gehe zu meiner Gruppe und warte ebenfalls stumm auf unsere Führerin. Im Tor, über dem «Arbeit macht frei» steht, stellen sich nacheinander alle Gruppen zu einem bizarren Photo auf. Nur wir schämen uns.

Die dreistündige Führung ist so angelegt, daß sich der Schrecken kontinuierlich steigert, von den Wohntrakten über die verschiedenen Hinrichtungsstätten, Folterkammern, Labors für die Menschenversuche bis in die Gaskammern hinein, an deren Wänden sich die Kratzer von den Fingernägeln abzeichnen. Wenn nach zwanzig Minuten die Gaskammer wieder geöffnet wurde, seien die Leichen häufig ineinander verkeilt gewesen, erklärt die Führerin im Kopfhörer, den jeder Besucher trägt – als hätten sich die Lebenden zum Schluß noch einmal umarmt, denke ich. Tatsächlich dürfte selbst im Gedränge nichts einsamer sein als der Todeskampf und hatten die Körper wohl in Schmerz, Panik und Trauer unkontrolliert in alle Richtungen ausgeschlagen. Aber auch das ist nur eine Vermutung, denn wer immer Auschwitz überlebte, hat das tiefste Schwarz nicht selbst geschaut. Die jüdischen Arbeiter, die die Kammer nach jeder Vergasung als erste betraten, wateten durch Blut, Kot und Urin. Sie zerrten die Leichen auseinander und legten sie auf den Rücken, um die Goldzähne zu entfernen, die das Deutsche Reich als sein Eigentum betrachtete. Die Münder zu öffnen war harte körperliche Arbeit, bedurfte Werkzeuge sogar, so fest waren viele Kiefer zusammengepreßt – als hätten die Sterbenden mit ihrer letzten Regung zu schweigen beschlossen. Daß nach Auschwitz kein Gedicht mehr geschrieben werden könne, ist so häufig mißverstanden, verlacht, abgetan worden; dabei hat Adorno selbst sich nach dem Krieg vehement für die avancierte Poesie eingesetzt. In der Gaskammer bekommt der Satz eine natürliche Evidenz, nicht als Bannstrahl, vielmehr als Ausdruck der unmittelbaren Empfindung – wie soll Zivilisation nach so etwas überhaupt noch weitergehen, was hat sie für einen Wert? Was soll der Mensch noch sagen, wo er solches Menschenwerk sieht? Es ist auch der

eigene Kiefer, der sich zusammenpreßt. Und gerade als wir meinen, die Dimensionen des Lagers einigermaßen zu erfassen, werden wir mit dem Bus ein paar Kilometer weiter nach Birkenau gefahren, dessen Ausmaße schier unübersehbar sind. Himmler hatte Auschwitz zu einem Modell für so etwas wie eine Sklavenökonomie machen wollen, das Besucher beeindrucken sollte; es weckte zumindest den Anschein eines Arbeitslagers, von Ordnung und Funktionalität. In Birkenau hingegen war klar, daß man sich in einer Todesfabrik befand.

Die Wege der einzelnen Besuchergruppen kreuzen sich immer wieder, aber zu Wartezeiten vor den verschiedenen Gebäuden kommt es trotz des Andrangs so gut wie nie. Ziemlich routiniert fügt sich Auschwitz in die Reihe der europäischen Top-Besucherziele ein und bietet die obligatorischen Stellplätze für Selfies. Natürlich habe ich ständig den Eindruck des Unangemessenen, ohne daß mir einfällt, wie man die Massen anders durch das Lager schleusen könnte. Es gibt nun einmal keinen touristischen Umgang mit der industriellen Vernichtung von Menschenleben, der angemessen wäre. Gern möchte ich einmal aus der Gruppe ausscheren, möchte allein sein und den Kopfhörer ablegen, so hilfreich die Erklärungen unserer Führerin auch sind. Nur muß sich jeder halbwegs an die Ordnung halten, damit sie nicht zusammenbricht. Und man muß sich doch wünschen, daß Auschwitz von möglichst vielen Menschen besucht wird.

Am hinteren Ende des ehemaligen Vernichtungslagers Birkenau entdecke ich die israelischen Gruppen zu einer Versammlung vereint, mehrere hundert Jugendliche in weißen T-Shirts mit ihren Betreuern auf einer Freitreppe. Breitschultrige Wachleute, die wohl mitgeflogen sind, sorgen dafür, daß kein Außenstehender zu nah herantritt. Einzelne Jugendliche stellen sich vor einer wandgroßen Israelflagge auf, um Lieder zu singen oder Texte zu rezitieren. Am Ende steht ein gemeinsames Gebet.

Als die Jugendlichen Richtung Ausgang gehen, komme ich mit einigen ins Gespräch. Acht Tage dauere die Reise, die zu den wichtigsten Stätten der europäischen Judenvernichtung führt. Sie sei nicht obligatorisch, werde aber bezuschußt und von den meisten Israelis gegen Ende ihrer Schulzeit einmal absolviert.

«Und macht das etwas mit euch?» frage ich etwas ungeschickt.

«Natürlich macht das etwas mit uns», antwortet ein junges Mädchen,

siebzehn oder achtzehn Jahre alt: «Vorher war der Holocaust nur eine Schullektüre wie andere. Ehrlich gesagt hat mich das nicht mehr interessiert als Algebra. Aber hier wird es für uns real.»

Die ersten drei, vier Tage sei es noch eine fast normale Klassenfahrt gewesen, da habe sie das alles gar nicht richtig kapiert. Aber dann habe es irgendwann Klick gemacht, und sie habe begriffen, wo ihre Wurzeln liegen, wie wenige ihrer Vorfahren überlebten und welche Rettung Israel ist.

«Ich begreife einfach, was es bedeutet, Jüdin zu sein, Israelin zu sein; das war mir vorher gar nicht richtig bewußt.»

Als die Jugendlichen ihrerseits fragen, was Auschwitz mit mir gemacht habe, erzähle ich von dem Aufkleber, auf dem nur das eine Wort steht: «deutsch». Es fällt ihnen schwer nachzuvollziehen, daß ich mich in dem Moment schuldig fühlte, oder vielleicht nicht schuldig, aber doch den Tätern zugehörig, nicht den Opfern. Ich versuche ihnen zu erklären, was für mich der Kniefall bedeutet, muß allerdings erst einmal referieren, wer Willy Brandt war. Die Geschichte zu tragen, von ihrer Last auf die Knie zu sinken, sei keine Frage der persönlichen Täterschaft – Brandt habe gegen Hitler gekämpft –, sondern der Verantwortung für den Ort, an dem man nun einmal lebt.

Auschwitz, wendet einer der Jugendlichen ein, Auschwitz verpflichte doch jeden Menschen, egal welchem Land er angehört. Erst recht wundert er sich, als ich erwähne, daß meine Eltern nicht einmal deutsch sind. In Auschwitz ist auf deutsch gemordet worden, antworte ich; alle Befehle, die an die Wände geschrieben wurden, und alle Dienstpläne, die in den Vitrinen ausgestellt sind, selbst die Gebrauchsanweisungen auf den Chemikalien, die vor den Gaskammern stehen, seien deutsch. Wer diese Sprache spricht, als Schriftsteller gar von ihr, mit ihr, dank ihr lebt, verstumme instinktiv, wenn er die Aushänge der damaligen Lagerleitung – «Ihr seid hier in einem deutschen Konzentrationslager» – liest. Und er begreife, warum keines der heutigen Hinweisschilder auf deutsch ist. Man werde als Deutscher in Auschwitz niemals ein unbeteiligter Besucher sein. In Gedanken füge ich hinzu, daß der Satz über die Gedichte, die nach Auschwitz nicht mehr geschrieben werden können, für diejenige Literatur noch einmal eine andere, eigene Bedeutung hat, die in der Tätersprache geschrieben ist. Bei Primo Levi las ich, daß es selbst für die Häftlinge

existentiell gewesen sei, Deutsch zu sprechen, damit sie die Vorschriften, herausgebrüllten Befehle und sonderbaren Anordnungen auf Anhieb verstanden. «Es ist keine Übertreibung, wenn ich sage, daß die sehr hohe Sterblichkeitsrate unter Griechen, Franzosen und Italienern in Konzentrationslagern auf deren Mangel an Sprachkenntnissen zurückzuführen ist», schreibt Levi. «So war es zum Beispiel nicht leicht zu erraten, daß der Hagel von Fausthieben und Tritten, der einen plötzlich zu Boden streckte, auf die Tatsache zurückzuführen war, daß man vier oder sechs Knöpfe an der Jacke hatte statt fünf, oder daß man mitten im Winter mit der Mütze auf dem Kopf im Bett erwischt wurde.»

Die Jugendlichen fragen, warum sie keine einzige deutsche Schulklasse angetroffen hätten. Die Jahreszeit, die Entfernung, irgendeinen Grund werde es geben, antworte ich. Wenn Auschwitz selbst für sie, die israelischen Jugendlichen, nur eine Schullektüre war, könnten sie sich vorstellen, wie das in deutschen Klassen sei, da heute so viele Jugendliche aus anderen Ländern stammten. Das mache es natürlich noch leichter, Auschwitz nicht als Teil der eigenen Geschichte zu sehen.

Ich denke zurück an meinen Besuch in Schwerin, die zuversichtlichen Flüchtlinge und die aufgebrachten Bürger: Wenn etwas spezifisch deutsch wäre an der Leitkultur, die alle Jahre wieder eingefordert wird, wären es nicht Menschenrechte, Gleichberechtigung, Säkularismus und so weiter, denn diese Werte sind alle europäisch, wenn nicht universal. Es wäre das Bewußtsein seiner Schuld, das Deutschland nach und nach gelernt und auch rituell eingeübt hat – aber just die eine Errungenschaft, die nicht Frankreich oder die Vereinigten Staaten, sondern die Bundesrepublik für sich reklamieren darf neben guten Autos und Mülltrennung, möchte das nationale Denken abschaffen. Umgekehrt gilt allerdings auch: Wer sich gegen ein völkisches Verständnis der Nation wendet, kann die historische Verantwortung nicht ethnisch engführen. Wenn sie ankommen möchten, werden die Syrer oder zumindest ihre Kinder, die im Deutschen bereits den Konjunktiv beherrschen, auch die Last tragen müssen, Deutsche zu sein. Spätestens in Auschwitz werden sie die Last spüren, sobald sie aus dem Besucherzentrum treten.